Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 152. Berlin, Dienstag, den 24. März 1885. XIV. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht.

Reichensperger und die Studenten.

Man schreibt uns aus akademischen Kreisen:

Jahraus, jahrein, wenn der Kultusetat berathen wird, fühlt der Abgeordnete Reichensperger sich berufen, über die Studentenschaft zu Gericht zu sitzen, und erhebt dann eine Reihe schwerer Anklagen, welchen die Studentenwelt schnitzlos gegenüberſteht und die um so mehr erbittern müssen, als sie wirklich der Gerechtigkeit nicht ganz entsprechen. Die drei stehenden Vorwürfe sind: das Duellunwesen, der Unfleiß der Studirenden und der Frühschoppen.

Ueber den ersten Punkt sich zu verbreiten ist zwecklos, da eine Verständigung doch nicht so leicht erzielt wird. Indessen ist hervorzuheben, daß das eigentliche Uebel, an welchem das studentische Leben krankt, nicht so sehr die Sitte des Duellirens selbst ist, als vielmehr die Sitte, diejenigen Kommilitonen, welche sich, als duelliren, in Acht und Bann zu stecken. Wer nach den ihm anerzogenen Ehrbegriffen nach einer ihm widerfahrenen Beleidigung seine Ehre für rehabilitationsbedürftig hält, weil sie durch die pure Bosheit des Anderen gelitten habe, mag sich immerhin duelliren, es ist Jedermanns Ueberzeugung zu achten.*) Man muß aber auch die Ueberzeugung Desjenigen achten, welcher auf dem Standpunkte steht: der Beleidiger schmälert seine, aber nicht meine Ehre, und der somit aus religiösen und sittlichen Prinzipien das Duell für verwerflich hält. In der übrigen gebildeten Welt geschieht das, man respektirt beide Standpunkte. In der Studentenwelt aber werden alle Diejenigen, welche den Zweikampf verwerfen, in der unkameradschaftlichsten, rücksichtslosesten Weise für unanständig, für ehrlos erklärt.

Es ist bekannt, daß von den Korps alle diejenigen Korporationen, welche keine Satisfaktion geben, in Bier — ruf gethan werden; und wehe dem, welcher in eine nicht schlagende Verbindung geräth oder als „Kameel" sich gegebenen Falles nicht duellirt, sondern als Beleidigter seinen Gegner einfach mit Verachtung gestraft, als Beleidiger ehrlich um Entschuldigung gebeten hat, er wird von dem besten Freunde, der Satisfaktion giebt, keines Blickes mehr gewürdigt, er wird als Feigling wie die Pest gemieden, mag selbst das eiserne Kreuz als Zeichen des in Vertheidigung seines Muthes seine Brust zieren. So stehen diejenigen Studenten, welche den Muth haben, sich offen als Gegner des Duells zu erklären, unter einem Drucke, unter welchem sie um so empfindlicher leiden, als der point d'honneur bei den jugendlichen Gemüthern so entwickelt ist. Wenn Reichensperger sich also ein wirkliches Verdienst erwerben will, so möge er seine energische Einsprache gegen dieses Unwesen richten, er möge beim Minister darauf dringen, daß die Senate der Universitäten gegen dieses unerhörte, aller Kameradschaftlichkeit Hohn sprechende Vorgehen der satisfaktionsgebenden Korporationen gegenüber den das Duell verwerfenden Kommilitonen mit allen Mitteln der Disziplin einschreiten und jede Korporation ohne Weiteres auflösen, welche Mitstudenten, weil sie die Satisfaktion weigern, in den Verruf steckt; denn es ist wahrhaft erbitternd, sich seiner Ueberzeugung wegen geächtet zu wissen.

Wenn Reichensperger das erreicht, werden ihm Tausende von Studenten, welchen der reine Genuß der goldenen akademischen Jahre durch dieses Unwesen verkümmert wird, Dank wissen. Es ist aber vollkommen nutzlos, wenn Reichensperger seine Angriffe immer nur gegen das Duellunwesen richtet, da ihm doch die Maigesetze beweisen, daß gegen Ueberzeugungen mit Gesetzen nicht anzukämpfen ist. Von den Studenten weiß ihm auch Niemand Dank dafür. Es ist denselben höchst gleichgiltig, ob ein Bruchtheil der Kommilitonen, deren Unvernunft nicht auszurotten ist, den Duellsport weiter betreibt oder nicht. Wozu sich also deswegen erregen? Wenn es aber erzielt werden kann, daß das Vorurtheil, oder wenigstens das obengekennzeichnete verächtliche Verhalten gegen die das Duell verwerfenden Studenten aufhört, dann erwirbt Reichensperger sich zugleich das Verdienst, die Unsitte des Duells überhaupt in der Wurzel angegriffen zu haben. Denn es ist gar kein Zweifel, daß die Hauptursache, warum die meisten Studenten sich der Sitte des Duellirens anbequemen und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Duells in das spätere Leben hinübernehmen, die Furcht ist, andernfalls als Feiglinge geächtet zu werden. Wird aber der Mode, die Duellgegner in die studentische Acht zu stecken, ein Ziel gesetzt, so werden bald auch die Uebrigen, welche bis jetzt nicht den Muth dazu hatten, sich den Vertheidigern der vernünftigeren und sittlich besseren Ansicht, welche das Duell verwirft, anschließen. Hat aber einmal das Gros der akademisch gebildeten Männer diese Ansicht adoptirt, so ist der Sitte des Duells in der bürgerlichen Gesellschaft der Todesstoß versetzt. Sie bleibt dann beschränkt auf das Offizierkorps.

Was nun die anderen Anklagen Reichenspergers gegen die Studentenwelt betrifft, so kommt es uns so vor, als ob er eigentlich nur die Korps und Burschenschaften, welche ihm ein Dorn im Auge sind, damit treffen wolle. Er begeht dabei nur die Ungerechtigkeit, zu verallgemeinern. Es kann kaum eine Thatsachen mehr widersprechende Behauptung geben, als diejenige, daß die jetzige Studentenschaft sich durch besonderen Unfleiß auszeichne, da genau das Gegentheil davon der Fall ist. Wir wissen nicht, woher Reichensperger, der doch hauptsächlich dem parlamentarischen Beruf obliegt, seine Kenntnisse über das Treiben der Studenten schöpft. Auf eigener Wahrnehmung können sie nicht beruhen, denn wenn er die Studenten aus nächster Nähe beobachtete oder bei den Professoren Erkundigungen einzöge, so würde er erfahren, daß die Studenten im Allgemeinen mit Ernst und Fleiß den Studien obliegen.

Es kann ja auch gar nicht anders sein, denn es ist notorisch, daß die Examina immer schwerer werden und vielfach fast Uebermenschliches gefordert wird, so daß schon mancher darob geisteskrank geworden ist oder aus Verzweiflung sich das Leben genommen hat. Will Reichensperger die armen Examenskandidaten noch unglücklicher machen? Was speziell die Juristen betrifft, so ist ihm entgegenzuhalten, daß jene früheren erste Examen, das Auskultatorexamen, das nur in einer schriftlichen Arbeit bestand, spottleicht war, während jetzt im Referendareramen doch viel mehr gefordert wird. Außerdem war bekanntlich zu Reichenspergers Zeiten jeder zweite Jurist Korpsstudent und es wurde fabelhaft gebummelt. Jetzt aber gehört nur ein minimaler Bruchtheil den Korps an.

Was endlich den „Frühschoppen" anbelangt, so besteht auch dieser lediglich in der Idee des Herrn Reichensperger. Es soll nicht geleugnet werden, daß man um die Zeit des Frühschoppens ziemlich viele Studenten in den Kneipen sitzen sieht (wenigstens in kleinen Universitätsstädten), aber man vergleiche doch einmal die Zahl dieser jungen Leute mit der Zahl derjenigen, welche um dieselbe Zeit in den Kollegiensälen sitzen. Die meisten Augenscheln könnte lehren, daß die Hörsäle dicht mit Studenten angefüllt sind. Den Genuß des Frühschoppens leisten sich regelmäßig nur diejenigen, welche in den Korps ein Leben wie olympische Götter führen, und Reichensperger hat daher vermuthlich seine Generation im Kopfe, zu deren Studienzeit die Korps in so hoher Blüthe standen. Die heutige Generation kennt den Frühschoppen nur bei kleinen Theile nur bei außerordentlichen Festlichkeiten, wo er denn auch auf dem Festprogramme prangt. Aber ist das denn so anstößig? Trinken nicht auch Abgeordnete bei außerordentlichen Gelegenheiten, und mit einem besseren Stoff, den der Reichskanzler kredenzt, Frühschoppen?

Inzwischen müssen die so ungerecht angeklagten Studenten geduldig zusehen, wie die Minister auf so blinde Weise immer aufs Neue dahin gehetzt werden, durch vermehrte Examensanforderungen die Studenten zum Fleiße zu zwingen, bis schließlich die Universitäten nicht mehr von lebensfrohen Studenten, sondern von jungen Greisen bevölkert sind, deren bischen Jugendmuth, wenn er nicht schon auf den Schulbänken des Gymnasiums erstickt ist, vollends über dem „Ochsen" auf der Hochschule elendiglich verkümmert. Von einem Sichbilden in anderen Zweigen der Wissenschaft, neben dem Fachstudium, wird dann nicht mehr die Rede sein, und wie ein Märchen aus alten Zeiten wird diese nachwachsende Generation das Wort vernehmen von der „goldenen akademischen Freiheit".

*) Das Gesetz verbietet das Duell. Eine Ueberzeugung, welche etwas Verbotenes gutheißt, verdient nach unserer Ansicht schlechterdings keine Achtung. Die Red. d. Berl. Tagebl.

Zur Bismarck-Spende.

* In der gestern abgehaltenen Sitzung des Komitees für die Bismarck-Spende wurde mitgetheilt, daß die Sammlungen (mit den angemeldeten und noch eingehenden Beiträgen circa 2,175,000 Mark ergeben haben. Zum Ankauf des alten Familiengutes sollen 1,115,000 Mark verwendet werden, die baar anzuzahlen sind. Eine Hypothek von 350,000 Mark bleibt außerdem auf dem Gute stehen. Der Rest der eingegangenen Gelder soll nach dem D. T. dem Fürsten zur freien Verfügung nach eigenem Ermessen zu einer Stiftung überwiesen werden.

* * *

* Der publizistisch-geschäftsführende Advocatus des Berliner Komitees für die Bismarckspende, der Börsen-Courier, hat mit der Vertheidigung des Verhaltens seiner Auftraggeber soviel unfreiwilliges Unheil angerichtet, daß er nicht mehr ein noch aus weiß. In dieser patriotischen Beklemmung sucht er nach einem Blitzableiter für die üble Laune, die er bei seinen bochmögenden Gönnern und Betheiligern — an der Bismarckspende zu gewärtigen hat, und dabei ist ihm — in der Angst hat man ja selten gute Gedanken — nichts Glücklicheres eingefallen, als sich an unsere Rockschöße zu heften und auszurufen: seht, wir sind nicht allein die Ungeschickten, die Taktlosen, die wider Willen Komischen, auch das Berliner Tageblatt hat sich zu unserem Standpunkt der Ungeschicklichkeit, der Taktlosigkeit, der unfreiwilligen Komik bekehrt; auch das Berliner Tageblatt, das am Freitag noch die „Gemeinnützigkeit" eines Ankaufs des Bismarckschen Familiengutes Schönhausen bestritt, ist am Montag für diese grandiose Idee eingetreten u. s. w.

Wenn nun der „Börsen-Courier" ein minder — betheiligtes Blatt wäre, könnte es unserem Selbstgefühl schmeicheln, daß er so großes Gewicht darauf legt, gerade uns in seinem Unglück zu Gesichte zu haben. Aber diese angenehme Empfindung bleibt uns versagt. Angesichts der Thatsache, daß der Börsen-Courier nicht einmal „lesen" gelernt hat und von einem solchen WBC-Schützen als Edesbeister angezogen zu werden, immer doch eine ziemlich zweifelhafte Ehre bleibt. Wo in aller Welt haben wir den Gutskauf, den wir am Freitag nicht als „gemeinnützigen Zweck" anzuerkennen vermochten, denn am Montag gutgeheißen? Wir nannten es bedauerlich, daß die Frage der Ehrengabe aufs Neue die alte deutsche Untugend der Uneinigkeit in grelle Beleuchtung gerückt, wir fanden den neuen Zwiespalt peinlich, der sich aus Anlaß einer dem Einiger Deutschlands zugedachten Ehre zwischen norddeutschen und süddeutschen „Patrioten" aufthat, bezeichnend gezeigt, wir meinten, die süddeutsche Idee sei seliam, ein Geschenk stiften zu wollen, dessen Ertrag man für sich selber wieder in Anspruch nehme, wir konstatirten andererseits den Fehler der Norddeutschen, welcher darin bestand, die Strömung nicht beachtet zu haben, welche einen Theil der Gabenspender durchfluthete — aber wir haben uns mit keiner Silbe zum Vertheidiger des Komitees und seines Gutsankaufs aufgeworfen, eine Ehre, die billig allein am Börsen-Courier haften bleibt, da wie er sich auch drehen und wenden mag, nicht aus seiner Haut herauskann, und der als gewohnheitsmäßiger Officiosus der Herren Bleichröder, Schwabach und Mendelssohn auch in dieser nationalen Frage, seinem Namen entsprechend, verurtheilt bleibt, Börsianer zu sein.

Theater und Kunst.

□ Das Wiederauftreten von Fräulein van Zandt in der Pariser Komischen Oper hat merkwürdigerweise zu einem großen — Triumphe für die spirituöse Sängerin geführt. Sie wurde als Lakmé mit Beifall überschüttet, und der Abend ging ohne die geringste Demonstration gegen die Künstlerin zu Ende. Dagegen ist sie bei ihrem zweiten Auftreten in der unbarmherzigsten Weise ausgepfiffen und ausgezischt worden. Trotz der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln der Theaterdirektion, trotzdem nur eine ganz beschränkte Anzahl, etwa 200 Billets, dem zahlenden Publikum zur Verfügung gestellt wurden, blieb es der cognacsüchtigen Künstlerin nicht erspart, die wahren Gefühle des Pariser Theaterpublikums kennen zu lernen. Kaum betrat, nach Schluß der Ouverture von „Lakmé", Fräulein van Zandt die Bühne, um ihren hinter den Kulissen begonnenen Gesang fortzusetzen, da brach von allen Seiten und Enden des Saales ein ohrzerreißendes Zischen und Pfeifen los, welches die Stimme der Künstlerin, sowie die Klänge des Orchesters vollständig übertönte. Die Bewunderer und Anhänger der Künstlerin wollten gegen diesen Entrüstungssturm reagiren und beantwortete aus Leibeskräften „Bravo, Bravo" zu rufen und Beifall zu klatschen. Man kann sich leicht vorstellen, welche Kakophonie der klassische Kampf der Bandinisten und Anti-Banzandisten in der „Salle Favart" entfesselte. Das Zischen und Pfeifen artet in Folge dieser Opposition in ein Brüllen und wüstes Toben aus, die Künstlerin verliert den Kopf und sieht entsetzt von der Bühne, der Kapellmeister Daubs legt seinen Taktirstock nieder und der Vorhang wird herabgelassen. Musterweise tobt der Kampf zwischen den beiden Parteien auf das Wüthendste fort. Bevor es jedoch zum Handgemenge kommt, wird der Vorhang aufgezogen und auf der Bühne erscheint ein schwarzgekleideter Herr mit der trikoloren Schärpe um die Hüften — augenscheinlich ein Polizeikommissär — um das Publikum zu befragen, ob es die Fortsetzung der Vorstellung wünsche. Die Einen schreien Ja, die Andern Nein, schließlich wird durch Erheben der Hände abgestimmt und der Polizeikommissär, der die Stimmen zu Gunsten der von Zandt angeblich gesiegt, verläßt freudestrahlend die Bühne, um die Fortsetzung der Vorstellung anzubefehlen. Der Abend verlief ohne weiteren Zwischenfall. Einer der Zischer wurde verhaftet und durch vier „Gardes de Paris", denen zum Ueberfluß der größeren Sicherheit wegen noch ein Sicherheitswachmann sich zugesellte, auf den Wachposten geführt. Zur Zeit Bolleaus war das Recht des Zischens ein Recht, welches man dem Eintritt ins Theater am Schalter erkaufte"; im modernen Paris ist das anders, und wie man uns versichert, soll demnächst der Strafcoder um ein neues Vergehen bereichert werden, welches „Van Zandts Beleidigung" heißen wird.

Pn. „Ich heirathe meine Frau" ist der Titel eines Schwankes, der mit vielem Erfolge vorgestern zum ersten Male über die Bretter des Pariser Renaissance-Theaters ging. Die Handlung dieses Zweiakters ist ziemlich originell. Mirandol, ein Ministerialbeamter, macht die Bekanntschaft einer jungen Modistin, die sich ohne Schwierigkeiten von ihm verführen läßt. Um sich's bequemer einzurichten, beschließt der glückliche Held der Liaison, mit seiner Maitresse zusammen zu wohnen. In diesem gemeinschaftlichen Heim wird er nun zum unglücklichen Sklaven nicht nur der Launen seiner Geliebten, sondern auch ihres Vaters, einer Art Brummbär. Er möchte nun seine Maitresse loswerden; da jedoch alle diesbezüglichen Versuche mißlingen, entschließt er sich, seine Geliebte zu heirathen. Diesen unüberlegten Schritt bedauert er noch im ersten Akte, denn wie lustig und ausgelassen Léonie als Maitresse war, so prüde und behäbig ist sie als Gattin. Kurz und bündig, Herr Mirandol, dem sein Heim zur Hölle wurde, ist entschlossen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Um einen Scheidungsgrund zu haben, bittet er seinen Freund Culipe um einen kleinen Freundschaftsdienst, der in der Verführung seiner Frau bestehen soll. Der geckenhafte Culipe, dem die hübsche Léonie gefällt, schlägt mit tausend Freuden ein und beginnt seine vom Ehemann begünstigte Verführungskampagne, in der er jedoch nur Pfirsegen erntet. Die beiden Freunde beschließen nun die Festung mit Sturm zu nehmen, das heißt, Culipe soll eventuell mit Gewaltanwendung in den Besitz Leonies gelangen. Im letzten Augenblicke versöhnt sich Mirandol mit seiner Frau, und der garstige Verführer, der reuevoll mit einem Bouquet erscheint, wird zum Tempel hinausgeworfen.

□ Ein heiteres Fiasko erlebte Anfangs dieser Woche die komische Oper „Des Narren Tochter" im Kleinen Petersburger Theater. Der Dichter des Textes ist ein russischer Offiziolus, Giaccone, und sein musikalischer Mitschuldiger ist „Maëstro" Sedrano. Die Reklametrommel wurde mächtig gerührt; „Herr Olenikow (ein beliebter Konzertsänger) hat aus persönlicher Freundschaft für den Verfasser das Libretto versprochen, die Hauptpartie zu übernehmen." Das Publikum ließ sich reizen; die Billets fanden reißenden Absatz. — Kaum war der Vorhang aufgegangen, als das Publikum gewahr wurde, daß es eine wahrhaft komische Oper vor sich habe. Zuerst hörte man ein unterdrücktes, dann ein lautes Gelächter, das letztere anschwellend in schnellem Crescendo. Das Orchester konnte mit den Sängern und Sängerinnen nicht Schritt halten, oder auch umgekehrt. Der persönliche Freund des Verfassers entpuppte sich als ein überaus falscher Freund, denn er sang so schlecht, daß er sich vor Verzweiflung über sich selbst in einen Lehnstuhl warf, inmitten des Beifall des Publikums, das sich augenscheinlich ganz köstlich über diese Verzweiflung amüsirte, in dumpfer Resignation die Worte ausstieß: „Non, ça ne va pas!" Nach diesem offenen Geständniß begann zwischen ihm und dem Publikum ein lebhaftes Gespräch in russischer Sprache. Obendrein wurde unter Zischen und ironischem Beifall der Verfasser der komischen Oper von der einen Seite gerufen: „Wir wollen den Vater der Narrentochter sehen!" Von der andern Seite wird geschrieen: „Herr Giaccone! behalten Sie Ihre Tochter für sich!" Indeß verbot die Bescheidenheit dem glücklichen Vater, sich vor der Rampe zu zeigen.

□ „Der Großmogul", die indische Ausstattungsoperette von Audran, wird Mitte April im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Szene gehen. In Paris hat der Großmogul bereits die 200. Aufführung überschritten und noch immer ist das Gaite-Theater von beifallslustigen Zuschauern überfüllt. Sein Offenbachs „Orpheus" hat in Paris kein Werk einen nachhaltigeren Erfolg erzielt. Den deutschen Text hat Eduard Jacobsen, der lustigste unserer Possendichter, in der ihm eigenen Weise bearbeitet. Während in den Abendstunden der Beifall Gasparone noch umrauscht, regen sich tagsüber fleißige Hände, um dem Großmogul eine so freundliche Aufnahme in Berlin zu verschaffen, wie er in Paris sie gefunden.

□ Ein Bostoner Musikkritiker gab kürzlich seiner Unzufriedenheit über das zu schnelle Taktmaß, mit welchem der Dirigent am Abend vorher den ersten Satz von Beethovens Pastoral-Symphonie genommen hatte, in den folgenden drastischen Worten Ausdruck: „Alles in Allem kam die Pastoral-Symphonie gut zu Gehör. Nur der erste Satz wurde so rapid gespielt, als ob „die in der ländlichen Stille aufkommende Geselligkeit" nicht auf einem Spaziergang begriffen sei, sondern von einem wüthenden Ochsen vor sich her getrieben würde — eine Annahme, welche noch durch die ungebührliche Betonung der Horn-Passagen besonders nahegelegt wurde."

Z. Ueber eine neue Oper schreibt unser Londoner Korrespondent vom 18. März: Gestern wurde zum ersten Male eine neue Oper „Irma" von J. H. Bonawitz aufgeführt, einem deutschen Komponisten, der sich in England einen sehr guten Namen gemacht hat. Irma ist ein junges Pariserinnenmädchen, in welche sich ein ungarischer Jäger Namens Oranyi verliebt, dessen Liebe natürlich erwidert wird. Die Beiden werden auch ein Paar, und sie würden bis ans Ende ihrer Tage zufrieden leben, wenn nicht ein eifersüchtiger Zigeuner Tomba den jungen Gatten sofort nach dessen Vermählung erschießen würde. Irma wird hierauf wahnsinnig und stirbt am Grabe Oranyis, während Tomba von den aufgebrachten Zigeunern umgebracht wird. Das Libretto ist, wie man sieht, zwar sehr einfach, aber ziemlich kraß. Die Musik besitzt größeres Verdienst. Der Komponist verfügt über einen unversiegbaren Quell reizender Melodien, und die Instrumentirung ist einfach, aber sehr geschickt und effektvoll. Bei guter Besetzung wird sich Irma lange auf dem Repertoire erhalten.

□ „Irrlicht" ist der Titel eines neuen vieraktigen Schauspiels, welches der Münchener Schriftsteller Felix Philippi soeben vollendet und an die Bühnen versandt hat.

kwc. Die Hofpianistin der Königin von Spanien, Fräulein de la Mora, beabsichtigt, wie die Madrider „Epoca" meldet, in dieser Woche eine Konzerttournée nach Paris, Berlin und Wien, in Gemeinschaft mit ihrem Lehrer Rubinstein, zu machen.